

Illustriertes Sonntags-Blatt

Bellage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Sörter in Sadamar.

1915. * Nr. 6

Burg Rosenstein.

Eine schwäbische Geschichte aus alter Zeit von Fritz Rißel.

(Fortsetzung.)

Die Tageszeit war weit vorgeschritten. Schon näherte sich der Sonnenball dem Ramm der westlichen Höhenzüge, und sein vorher blendendes Licht hatte einen matten Ton angenommen, so daß die Türme der Burg Rosenstein wie von Gold übergossen erschienen. Leichte, aus dem Tale emporwallende Dünste verkündeten die Nähe des Abends, und ein sanfter, von Osten her fächelnder Lusthauch linderte die Hitze des Nachmittags.

Die beiden Kämpfer standen sich mit gezogenen Schwertern auf dem grasbewachsenen Platz am hinteren Ende des Burghofs gegenüber, umgeben von den sich in weitem Kreise aufstellenden Rittern und Mannen, und harrten des Zeichens zum Angriff. In der Haltung des feinen Gegners fast um Haupteslänge überragenden Ritters Kurt von Lauterburg prägte sich überlegenes Selbstbewußtsein aus, als betrachte er den Waffengang als leichtes Spiel, während Heinz von Horn gelassen dastand und mit scheinbarer Aufmerksamkeit einen Flug schneeweißer Tauben beobachtete, die in der goldig schimmernden Luft über dem Burghofe kreisten.

Auf den Wink Jörg von Rosensteins ertönte ein Hornruf, und beide Gegner stürzten aufeinander los.

Wenn Kurt von Lauterburg geglaubt hatte, schon aus dem ersten Waffengang als Sieger hervorzugehen, so hatte er seinen Gegner unterschätzt. Ohne einen Schritt zu weichen, wehrte dieser mit staunenswerter Geschicklichkeit die ihm zugebachten wuchtigen Schwerthiebe ab, und kaum waren einige Minuten seit Beginn des Zweikampfes verfloßen, als er aus seiner Verteidigungsstellung zum Angriff überging und den immer hitziger werdenden Gegner auf das Ärgste bedrängte. Vergeblich suchte Kurt von Lauterburg von oben herab dem gewandten Fechter die tödliche Wunde beizubringen — jedesmal wurde seine Klinge zur Seite geschlagen, und immer mehr zurückweichend, mußte der gen altige Mann seine ganze Kraft aufbieten, um den blitzschnell nach ihm geführten Hieben und Stößen des jungen Ritters auszuweichen. Dreimal schon waren die Streiter im Kreise herumgerast, als Heinz von Horn mit lauter Stimme rief:

„Wahret euch im Kreise — zurück — haltet fest das Schwert,

Herr Ritter Kurt von Lauterburg!“ Und ehe dieser und die Umstehenden den Sinn der Worte begriffen, flog das Schwert Kurt von Lauterburgs in weitem Bogen durch die Luft und grub sich mit der Spitze in den Boden ein — mit einem furchtbaren Hiebe hatte Heinz von Horn dem Gegner die Waffe aus der Hand geschlagen.

Ausrufe des Staunens und des Schreckens folgten dem Vorgang. Einer solchen Wendung der Dinge hatte sich niemand versehen. Der fremde Sänger, dessen Niederlage in dem Zweikampfe jedem eine unumstößliche Gewißheit gewesen war, hatte den gewaltigsten Reden weit und breit wehrlos gemacht und würde ihn gewiß im nächsten Augenblick durchbohren. Aber er tat dies nicht, sondern senkte sein Schwert und sah gelassen im Kreise umher.

Kurt von Lauterburg stand einige Augenblicke wie von Entsetzen gelähmt. In Erwartung des Todesstreiches war sein Gesicht erdfahl geworden, und hilfesuchend irrten seine Augen nach den Genossen, als erwarte er, daß sie ihn vor dem Außersten bewahren würden. Diese schienen auch nicht übel Lust zu haben, für den Wehrlosen einzutreten, denn mehrere loderten die Schwerter in der Scheide, und drohende Ausrufe wurden laut.

„Welche Fechterstückchen!“ rief eine Stimme. — „Nein, gottverfluchte Hexenkunst!“ eine andere. Und eine dritte fügte hinzu: „Des Satans Segen ruht auf seinem Schwerte — dagegen ist jed' ehrliches Gewaffen machtlos!“

Ruhig stand Heinz von Horn auf sein Schwert gestützt und wartete darauf, daß die Brüder von Rosenstein Ruhe gebieten würden, aber diese schienen vollständig die von den Schreibern geäußerten Meinungen zu teilen, denn Jörg von Rosenstein rief herüber:

„Mit rechten Dingen geht das nimmer zu, Herr fahrender Sänger! Den Kurt von Lauterburg, den bis jetzt noch keiner überwunden! Gewiß ist eure Klinge mit teuflischer Mixture gesalbt!“

Ein drohendes Geschrei erhob sich nach diesen Worten bei den Umstehenden. „So ist's — nicht anders kann es sein! Ein gottverdammter Hexenmeister ist der Fremde! Ins Feuer mit dem Gauch!“

Es war ein gefährlicher Augenblick, aber Heinz verlor seine Geistesgegenwart nicht. Sein Schwert hoch in den Lüften schwingend, rief er gebieterisch:

„Wenn ihr von solchem Wahn befangen seid, dann wahret euch, mir feindlich zu begegnen! Denn jeder ist des Todes, der



Ein erobertes französisches Maschinengewehr. (Mit Text.)

mit naht! Auf ritterliche Art, mit gleichen Waffen hab' ich mit Kurt von Lautenburg gekämpft! Er ist besiegt, doch schenkt' ich ihm das Leben und bin bereit, mit jeder anderen Waffe, ob Streitart, Kolben, Wurfspeer oder was es immer sei, mich nochmals ritterlich mit ihm zu messen!"

Der immer noch wie versteinert dastehende Kurt von Lautenburg schien aus seiner halben Betäubung zu erwachen. Einen haßerfüllten Blick auf den Sprecher werfend, rief er:

"Ich halte Euch beim Wort! Mit jeder Waffe wollt Ihr mir begegnen? Wohl, so stellt Euch meinen Fäusten! Zum Ringkampf fordere ich Euch!"

"Ich stelle mich, doch merkt — jetzt geht's auf Tod und Leben! Die Rücksicht laß ich nicht mehr walten, die ich den edlen Herren von Rosenstein zu schulden glaubte, als ich Euer Leben schonte! Hier liegt mein Schwert — kommt an!"

Und das Schwert von sich werfend, erwartete Heinz von Horn den Angriff des Gegners. Dieser ließ nicht auf sich warten. Mit einem triumphierenden Gebrüll stürzte er auf den ihn mit vorgeneigtem Oberkörper Erwartenden und suchte ihn an der Hüfte zu fassen. Aber wieder mußte er die Erfahrung machen, daß er die Kraft des jungen Ritters unterschätzt hatte. Es war ihm nicht möglich, diesen auch nur um eines Fußes Breite von seinem Plage zu verdrängen oder ihn in die Höhe zu heben, um ihn dann zerschmetternd auf den Boden zu schleudern — im Gegenteil mußte er seine ganze Kraft aufbieten, um unter den stahlharten Griffen und den unberechenbaren geschmeidigen Wendungen des Gegners auf den Füßen zu bleiben. Keuchend vor Anstrengung suchte er mit der ganzen Wucht seines gewaltigen Körpers von oben herab dem Feind das Rückgrat zu brechen, aber sein Ungestüm wurde ihm zum Verhängnis — plötzlich verloren seine Füße den Halt und frei schwebte sein Körper für den Bruchteil einer Sekunde, von den muskulösen Armen des Gegners emporgehoben, in der Luft, um dann mit dröhnendem Schläge rückwärts auf den Boden geschleudert zu werden.

Wieder ertönte lautes Rufen im Kreise, aber diesmal schwang in ihm nicht das dumpfe Drohen, wie bei dem vorigen Waffengang, vielmehr ließ daraus sich etwas wie Bewunderung und Beifall hören. Die ungeahnte gewaltige Körperkraft des Fremdlings zwang den wilden Genossen des Gefällens Anerkennung ab, und achtungsvolle Blicke richteten sich von allen Seiten auf den Sieger, der ruhig sein Schwert vom Boden aufnahm und in die Scheide steckte.

Mit geschlossenen Augen lag Kurt von Lautenburg auf dem Boden dahingestreckt — bewußtlos. Aus seinen Haaren quoll ein Blutstrom. Wie die sich eifrig um ihn bemühenden Ritter feststellten, war er bei seinem furchtbaren Sturze mit dem Haupte auf einen spitzen vorstehenden Stein aufgeschlagen und hatte eine klaffende Wunde davongetragen. Die Knechte liefen nach Wasser und Linnen, und Jörg von Rosenstein rief nach der alten Friedegund, die sich, wie der Ritter erwähnte, auf Behandlung von Wunden verstand. Nach kurzer Zeit erschien die nämliche alte Dienerin, die vorhin in der Halle so unerschrocken für ihre Herrin eingetreten war, und ordnete mit mürrischem Gesichte an, daß der immer noch kein Lebenszeichen von sich gebende Kurt von Lautenburg nach einem seitlich gelegenen Gelaß im Erdgeschoß getragen und dort auf ein Lager gebettet wurde. Dort begann sie sofort mit offenbarem Verständnis die Wunde zu untersuchen, nachdem sie alle, die ihr gefolgt waren, bis auf einen jungen Knecht, der ihr Handreichungen leistete, mit keifenden Worten hinausgewiesen.

Während die Gäste der Burg sich in Gruppen im Hofe zusammenfanden und erregt durcheinander sprachen, war Heinz an die Mauerbrüstung getreten und sah in das Tal hinab. Das Bewußtsein, als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen zu sein, schwellte ihm die Brust, aber dennoch konnte er sich seines Sieges nicht so recht freuen. Hatte er sich doch mit demselben ohne Zweifel die Feindschaft der Genossen des Lautenburgerz zugezogen, so daß seines Bleibens auf Burg Rosenstein nicht länger sein konnte. Zwar hatte Haug von Rosenstein ihm mit seinem ritterlichen Worte gelobt, daß der Burgfrieden ihn auch nach dem Kampfe schütze, aber konnte er als widerwillig Geduldeter und von allen scheinbar Angesehener das erforschen, was ihn hauptsächlich hierher geführt hatte? Wenn die wilden Gesellen dorten auch gewissermaßen seiner Kraft und Gewandtheit Anerkennung gezollt hatten, so hegten dieselben sicherlich keine freundlichen Gesinnungen gegen ihn, das sah er an den finstern auf sich gerichteten Blicken, an der verdächtigen Art und Weise, mit welcher sie auf die beiden Herren der Burg einsprachen, gerade als wollten sie diese veranlassen, feindselig gegen ihn vorzugehen. Und noch ein anderes erfüllte ihn mit Besorgnis. Schon während seines Sarges in der Halle war es ihm gewesen, als hätte die alte häßliche Dienerin, die Friedegund, unausgesetzt ihre Blicke auf ihn geheftet, und deutlich hatte er vorhin, wie die Alte zu dem bewußtlosen Kurt von Lauten-

burg trat, wieder gesehen, wie sie ihn mit ihren stehenden Augen forschend betrachtete. Sollte Friedegund, die ehemalige treue Amme, ihn an seiner Ähnlichkeit mit seiner Mutter erkannt haben? Sollte sie wissen, daß der von ihm angenommene Name "Fürstberg" derjenige des Bruders seiner Mutter war? Darf er sich zu erwarten, daß er als ein Horn erkannt wurde — Sohn des Feindes Hans von Rosenstein, und daß dies hier ein Gefahr für ihn bedeutete, darüber konnte er nicht im Zweifel sein.

Ein wütendes Geheul der Hunde in dem neben dem Burgtor angebauten Zwinger entriß ihn seinem Gedankengang. Außer sich blidend gewahrte er mehrere Knechte, die eben aus dem Tor in den Burghof traten und auf mehreren kreuzweise übereinander gelegten Stangen eine Jagdbeute nach sich schleppten. Auf den ersten Blick erkannte Heinz an dem dunklen Rücken und den auffallend hellen Bauchhaaren des Tieres den riesigen Wolf, welchen er gestern im Tale droben erlegt hatte. Und gleichzeitig sah er, wie die schöne Walburga an einem der Fenster des ersten Stockwerkes erschien und gleich darauf wieder verschwunden war.

Die Knechte hatten ihre Last in die Mitte des Hofes geschleppt, legten sie dort nieder, und einer von ihnen trat mit ehrerbietiger Verneigung auf die Herren von Rosenstein zu, die wie die anderen Ritter, neugierig näher gekommen waren. Er der Mann seine Meldung erstatten konnte, fuhr ihn Jörg von Rosenstein unmutig an:

"Das ist der schwarze Wolf, den wir gedachten, morgen in der ganzen Meute zu hegen! Wie konntet ihr euch erdreisten, ihn zu vorzuziehen? Hab' ich nicht streng geboten, ihn zu schonen!"

"Verzeiht, hochedler Herr," erwiderte der Knecht, "nicht er ist es gewesen, die das Untier fällten! Wir fanden es verendend droben im Tale unweit der Tannenschlucht!"

"Ihr fandet es verendet?" fragte der Ritter, indem er mit der Spitze seiner Lanze den Körper des Wolfes stieß. "Der Wolf ist wohl gerecht erlegt — dicht hinterm Blatt hat ihn der Speer getroffen!"

"Eure hochedle Schwester ritt gestern um die Mittagsstunde mit den beiden Rüden Greif und Fasan zum Jagen aus!" bemerkte der Knecht.

"Dacht' ich es doch," warf Haug von Rosenstein mit ärgerlichem Lachen ein, "daß unser liebes Schwesterlein die Hand in Spiele hat! Die Burga wußte, daß wir morgen hegen wollten und hat deshalb uns allen nur zum Tort —"

"Ich wußt' es nicht und tu' euch nichts zum Tort!" unterbrach den Sprecher Walburga, die plötzlich in dem Kreise erschien. "Gewiß kannst du nicht leugnen, Haug, daß ich dich und Jörg schon seit Wochen angegangen habe, den Wolf zu hegen. Mithin täglich fiel das Untier in die Herden, hat jüngst sogar ein armes Kind zerrissen. Die Leute in dem Städtlein drunten wagten sich nicht mehr vor die Tore — die armen Dörfler nicht mehr über die Schwellen ihrer Hütten. Ihr habt mich stets vertröstet, aber nichts getan, das Land von diesem Schrecken zu befreien wie es doch eure Pflicht gewesen wäre. Da ritt ich gestern selbst hinaus mit meinen Rüden."

Ehrliches Erstaunen malte sich in den Gesichtern der Brüder und Haug rief:

"Allein hast du das Wagnis unternommen und hast den Wolf erlegt? Das ist fürwahr ein kühnes Stück gewesen, muß ich gestehen! Und alle Ehr' gebühret dir, denn sicherer hättest auch die stärkste Männerfaust den Speer nicht werfen können!"

"Weidmannsheil der edlen Walburga von Rosenstein!" riefen die Ritter im Kreise, doch die Jungfrau wehrte mit einer Handbewegung ab und sagte:

"Das Lob verdien' ich nicht und fern sei es mir, mit fremden Federn mich zu schmücken! Der Wolf ist nicht durch meine Hand gefallen!"

"Ist nicht durch deine Hand gefallen?" fragte Ritter Jörg. "Ja — durch weissen Hand denn sonst?" Und als die Jungfrau nur verneinend den Kopf schüttelte, fuhr er erregt fort:

"So hat ein Wildschütz sich erdreistet, in unserem Forst zu jagen? Du kennst den Schelm, das lese ich in deinen Mienen. Heraus mit seinem Namen!"

Ruhig entgegnete die Jungfrau: "Du nennst den Wadret einen Schelm, dem es gelungen ist, das Raubtier zu erschlagen. Ist dies in deinen Augen eine Missetat?"

"Wer den von uns gebotenen Wildbann bricht — auf Haas und Federwild in unseren Forsten pirschet, verfällt der Bann. Ich will den Namen wissen!" schrie Jörg.

"Erspare dir die Worte!" erwiderte Walburga kalt. "Bist du mir erfährt du seinen Namen nicht?"

"Kann mir schon denken, wer es war!" mischte sich Haug von Rosenstein in das Gespräch. "Kein anderer als der Köhler Maier, denn unweit der Tannenschlucht haben die Knechte den Wolf gefunden. Schon längst hab' ich den alten Gauch in dem Verdacht, daß er zu Zeiten heimlich wildert!"

Und Burga will den Alten nicht verraten, weil sie in seiner Hütte oftmals Einklehr hält und Freundschaft mit dem Enkelkinde pflegt!" setzte Jörg hinzu. „Doch soll ihn das nicht vor der Strafe schützen!"

Und sich an die im Kreise stehenden reißigen Knechte wendend, fuhr er gebieterisch fort:

„Lanzo und Bardolf, reitet ungesäumt mit einem halben Duzend Mannen nach des Rainrads Hütte und bringt den Alten her — ich will ihm schon die Zunge lösen!"

Die Knechte schickten sich an, dem Befehl zu gehorchen, da trat Heinz von Horn vor und sagte gelassen:

„In falschem Verdacht habt Ihr den Köhler, Herr Ritter! Er war es nicht, der diesen Wolf erlegte — das Unthier ist durch meine Hand gefallen!"

In das diesem offenen Geständnis folgende laute Durchsinderrufen der umstehenden Ritter schrie Jörg von Rosenheim mit funkelnden Augen hinein:

„Ihr habt den Wildbann unsrer Burg gebrochen und wagt Euch hierher?"

„Den Wildbann brach ich nicht!" entgegnete Heinz mit ruhiger Würde. „Nicht nur erlaubt ist es in deutschen Landen jedem Manne, ein reißend Tier zu erschlagen, sondern sogar geboten! König Rudolfs Satzungen für deutsches Weidrecht —"

„Hier gilt kein anderes Weidrecht als das der Herren von Rosenheim!" unterbrach Jörg mit dröhnender Stimme. „Ihr habt dagegen freventlich gesöhlet und seid der Pön verfallen, die nach unserem Recht Wildfrevler trifft!"

„Nach Eurem Recht? Gibt es ein eignes Rosenheimer Recht in deutschen Landen, wo des Königs Macht gebietet?"

„Im Schwabenlande gebietet keines Königs Macht!" fiel hier Haug von Rosenheim ein. „Hier sind wir Herren und kein König soll mit eillen Satzungen das Herrenrecht uns nehmen! Macht Euch bereit zur Sühne Eures Frevels!"

„Kein Frevel ward von mir begangen und übel steht es Euch fürwahr an, Euer ritterlich Wort zu brechen, das mir Frieden auf Burg Rosenheim verhielt!"

In diesem Augenblick kam die alte Friedegund aus der Tür des Gelasses, in welches man den verwundeten Kurfürsten von Lauterburg gebracht hatte, und trippelte mit verdrücktem Gesichte quer über den Hof, dem Hauptgebäude zu. Neugierig wendeten sich aller Blicke nach ihr und Jörg von Rosenheim vertrat ihr den Weg.

„Bedarf der Lauterburger nicht mehr deiner Pflege, weil du von himmen gehst?" fragte er rauh.

„Der Lauterburger Kurfürst bedarf auf Erden keiner Pflege mehr!" erwiderte die Alte hämisch. „Dem tut kein Zahn mehr weh in diesem Leben — in seiner Sünden Blüte ist er dahingegangen!"

Eine ungeheure Bewegung bemächtigte sich nach diesen Worten sämtlicher Zuhörer. Bedauernde Ausrufe, Flüche, Verwünschungen wurden laut und drohend richteten sich aller Blicke auf Heinz von Horn, der einige Schritte zurücktrat und Miene machte, sein Schwert zu ziehen. Das wirkte aufreizend auf die ergrimmtten Genossen des Erschlagenen. Mit wildem Geschrei zogen sie die Schwerter und schickten sich an, auf den sich zur verzweifeltten Gegenwehr Bereiten den einzubringen.

Heinz wäre bei der Überzahl der Gegner wohl verloren gewesen, wenn Walburga von Rosenheim ihm nicht zu Hilfe geeilt wäre. Ein blankes Schwert in der Rechten, das sie einem der Ritter mit raschem Griffe entziffen hatte, deckte sie den Gefährdeten mit ihrem Leibe und rief den Wütenden zu:

„Nieder die Schwerter! Wagt es nicht, das heil'ge Gastrecht zu verletzen!"

Mit der hoherhobenen Waffe, die flammenden Augen fest auf die Andringenden gerichtet, gemahnte die Jungfrau mit ihrem edelschönen, von dem wallenden Blondhaar umrahmten Antlitz an einen Streiter der himmlischen Heerscharen, der gekommen war, um die Unschuld zu beschützen, und unwillkürlich wichen die Männer, von Ehrfurcht ergriffen, zurück. Den augenblicklich errungenen Vorteil wahrnehmend, rief Walburga ihrem im Hintergrund stehenden Bruder Haug zu:

„Muß ich dich mahnen, Haug, daß das edle Blut der Rosenheimer dir in den Adern fließt? So hältst du dein gegebenes ritterliches Wort?"

Da raffte sich Haug von Rosenheim empor, trat unter die tobenden Ritter und rief mit donnernder Stimme:

„Die Waffen nieder — keiner wage es, den Fremdling, der im Frieden unsrer Feste weilet, zu bedrohen!"

„Bist du des Teufels, Haug?" fiel da sein Bruder Jörg ein. „Hat er nicht selbst das Recht verwirkt, im Frieden hier zu weilen? Von seiner Hand erschlagen liegt der Beste unsrer ritterlichen Runde — Wildfrevler hat der Wütige verübt — und du willst fürder Frieden ihm gewähren?"

„Ich gab mein ritterliches Wort und muß es halten — zum

wenigsten bis zu des neuen Tages Licht!" entgegnete Haug. „Das ist ein heil'ger Brauch seit alten Zeiten!"

„Gut — halte denn dein Wort! Den Frieden Rosenheims genieße der Fremdling bis zum frühen Morgen — dann aber ist er vogelfrei!"

„Doch erst, wenn er so ferne ist den Toren, daß ihn kein Pfeilschuß mehr erreichen kann!" bestimmte Haug.

„Auch dieses laß ich gelten!" gab Jörg mit teuflischem Lächeln zu. „Althergebrachte Bräuche soll man ehren! Daß aber nicht aus neue Streit entbrennet zwischen den empörten Genossen und dem Fremden, sei dieser für seines Bleibens kurze Frist aus unserem Kreise ausgeschlossen! Die alte Friedegund mag für ihn sorgen — soll in dem Turmgemache das Lager ihm bereiten — dort weile er in Frieden bis zum Morgen!"

„So soll es sein!" erwiderte Haug mit dem Kopfe nickend, und wendete sich an Heinz:

„Ihr habt's gehört, Herr Ritter Heinz von Fürstenberg! Der Frieden ist Euch für die Nacht verbürgt auf Rosenheim, doch mit dem ersten Hahnenschrei habt Ihr den Ring der Mauern zu verlassen! Und seid Ihr draußen außerhalb des Kreises, so weilt des Bogens Sehne einen Pfeil zu schnellen vermag, dann seid Ihr friedlos und verfallen unsrer Rache!"

Heinz wollte erwidern, doch der Ritter schnitt ihm mit einer abwehrenden Gebärde die Rede ab und fuhr fort:

„Spart Eure Worte — unnütz ist ein jedes! Was ich Euch kündete, das haben wir, die Herren von Rosenheim beschlossen, und keine Macht der Erde soll uns hindern, das zu tun, was recht uns gilt!"

Und ohne den sich in stummer Entrüstung abwendenden jungen Ritter weiter zu beachten, wendete sich der Sprecher an die ihn umstehenden Genossen:

„Ihr aber folget mir zurück zur Halle — dort wollen wir den Manen des abgechiedenen Freundes einen vollen Becher weihen!"

Alle folgten der Aufforderung und Heinz hörte noch, wie Jörg von Rosenheim zu den ihn begleitenden Rittern mit höhnischem Lachen sagte:

„Der Schelm hat uns die Heze auf den schwarzen Wolf vereitelt, drum wollen wir ihn selber morgen hezen! Das gibt ein lustig Jagen, meiner Seel!"

(Fortsetzung folgt.)

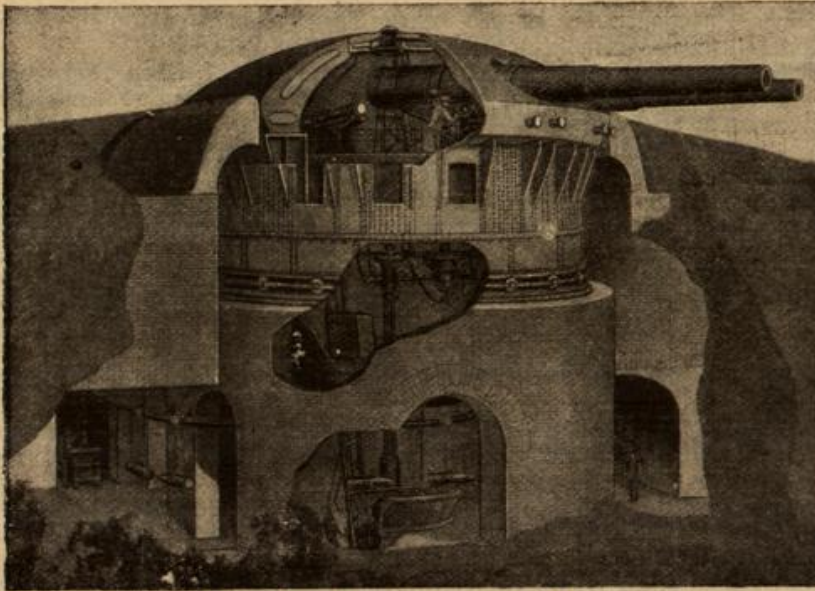
Vater, ich bete . . .

Novelle von E. G. Hebenstreit. (Nachdruck verb.)

In Gedanken verloren ging Friß Schrader nach getanem Tagewerk, das ihn oft nach auswärts führte, seiner Behausung zu. Seit einigen Tagen war er wie umgewandelt. Sein sonst fröhliches, fröhliches Gesicht zeigte einen sorgenvollen Ausdruck. Nicht etwa, daß er Rot gehabt hätte, — nein, das war's nicht, denn seine Tischlerei ging gut, warf so viel ab, daß er mit seiner etwas zahlreichen Familie behaglich leben konnte. Er hatte das seit Jahrzehnten bestehende Geschäft von dessen Gründer käuflich erworben und stets auf der Höhe gehalten. Es war eine andere Sorge, die ihn drückte: der schon lange befürchtete Krieg war über das Deutsche Reich gekommen, wie über Nacht. Kaum eine Woche war seit dem Mobilmachungsbefehl verfloßen und schon war das aktive Heer hinaus, auch die Reserve und teilweise die Landwehr. Wie lange würde es dauern, da mußte auch er hinaus, — dann mußte er sein blühendes Geschäft verlassen — was sollte dann werden? Zwar hatte er einen älteren, erprobten Gehilfen, der würde schon die Sache gut besorgen, aber eine Störung gab's doch — der jüngere Gehilfe war schon fort zur Truppe. Wenn nun das Geschäft schlecht ging, wie das so ein Krieg mit sich bringen würde, — was sollte dann aus seiner Familie werden? Das war die schwere Sorge, die ihm keine ruhige Stunde mehr ließ.

Vom nahen Kirddorf klang das Abendläuten herüber, er achtete kaum darauf, obwohl es ihn sonst stets andächtig stimmte, er achtete auch nicht auf den wunderbaren, sonnendurchfluteten Sommerabend, auf alle die noch blühende Pracht in den Gärten. Sonst war er stolz auf seine Heimat, den hübschen Villenort, der nicht weit von der königlichen Residenz lag, — heute hatte er kein Auge dafür. So lange noch die Hoffnung bestand, den Krieg auf Deutschland und Rußland zu beschränken, hegte er die stille Hoffnung, als älterer Landwehrmann nicht mehr mittun zu müssen, als aber auch Frankreich und England sich einmischten und der Weltkrieg drohte, war's mit seiner Hoffnung vorbei.

Er hatte sein Häuschen bald erreicht, von wo noch lustig das Kreischen der Kreissäge herausschallte, — es wurde also noch gearbeitet, sein Gehilfe, ein Freund des Hauses, war rührig und strebsam. Wie friedlich hier alles war, so ganz unberührt vom Krieg. Da war ja seine Familie in dem kleinen Hof versammelt, die Kleinen spielten im Sande, während das Jüngste, erst einige Monate alt, im Wagen schlief. Die beiden ältesten Kinder, der



Durchschnitt durch einen französischen Panzerturm.

zwölfjährige Hans und die siebenjährige Hanni, pflogen eine eifrige Unterhaltung mit der Mutter über den Krieg.

Früh Schrader betrat mit freundlichem Gruß den Hof und wurde sogleich von den beiden Ältesten in Empfang genommen. „Ach, es ist schrecklich, Vater, du mußt auch mit in den Krieg, wie Mutter sagt“, meinte die kleine Hanni weinerlich.

„Was du bloß für eine Angst hast“, plätschte Hans los, der an sich ein ganz guter Junge war, aber unerschrocken und wagehalzig, — ihm schien der Krieg keine besondere Sorge zu machen. „Die Männer müssen hinaus, um unser Vaterland zu schützen, wie unser Lehrer sagte, und da darf keiner zurückbleiben, der nur irgend kann, — das ist mal so. Ich wollte, ich wäre schon ein Mann.“

Früh Schrader war bleich geworden und blickte seine Frau fragend an, ohne weiter auf des Jungen Worte zu achten. „Ist etwas gekommen?“ frug er dann hastig und beklemmt.

„Ja, der Stellungsbefehl ist da, schon übermorgen früh mußt du eintreffen. So schnell, ist schrecklich. Was soll nun hier werden?“

Schrader schüttelte trübe den Kopf. — „Also doch!“ murmelte er tonlos. Er hatte ja keine Angst für seine Person, er war doch Soldat gewesen — nein, das nicht, es war nur die Sorge um sein hübsches Geschäft, um seine Familie. Wenn nur wenigstens seine Frau gesund wäre, aber sie kränkelte fortwährend schon seit der Geburt des Jüngsten, das gut gedieh, es war ein blühendes Kerlchen da in seinem Wagen. Zärtlich neigte er sich über das ganz friedlich schlummernde Kind. Heiß stieg es in ihm auf, — das unerbittliche Schicksal ist

ihn nun weg von den Seinen. Ob er sie wiederseh? Dann erhob er sich und bemühte sich, die weiche Stimmung abzuschütteln. Was nützte denn das alles? Er mußte handeln, alles in Ordnung bringen. Wenn er nun einmal gehen mußte, dann wollte er die Prüfen tragen wie ein ganzer Mann. Kam er gesund wieder dann war's ja gut, — das Geschäft würde dann nach dem Kriege auch wieder aufblühen. Noch am Abend besprach er das Nötige mit seinem Gehilfen, dem er die Führung des Geschäfts übertrug, — er wußte sie in guten Händen, das war ihm schon eine Erleichterung.

Der nächste Tag verging schnell, es gab so viele Anordnungen zu treffen. War die Familie mal beisammen, war die Rede davon, wohin der Vater würde kommen. „Wenn er nur nicht unter die schrecklichen Kosaken kommt, von denen unser Lehrer so Schlimmes erzählt hat“, meinte besorgt die kleine Hanni. „ich werd vor Unruhe vergehen.“

„Sorge dich doch nicht so unnötigerweise, liebe Frau“, tröstete der Gatte, obwohl es ihm selbst nicht ganz behaglich zumute war. „Die Soldaten werden dich schon zu schützen wissen.“

„Ach, du willst uns nur trösten“, klagte Frau Klar wieder. „O, dieser furchtbare Krieg! Wehe denen, die ihn heraufbeschworen haben. Wenn es einen Gott in

Himmel gibt, muß diese Schuldigen die gerechte Strafe ereilen. Schrader sah seinem geliebten Weibe in das blasser, verängstigte Gesicht, — er war von ernstlicher Sorge um sie erfüllt — die tiefe

gehende Erregung konnte ihrer erschütterten Gesundheit nur schaden.

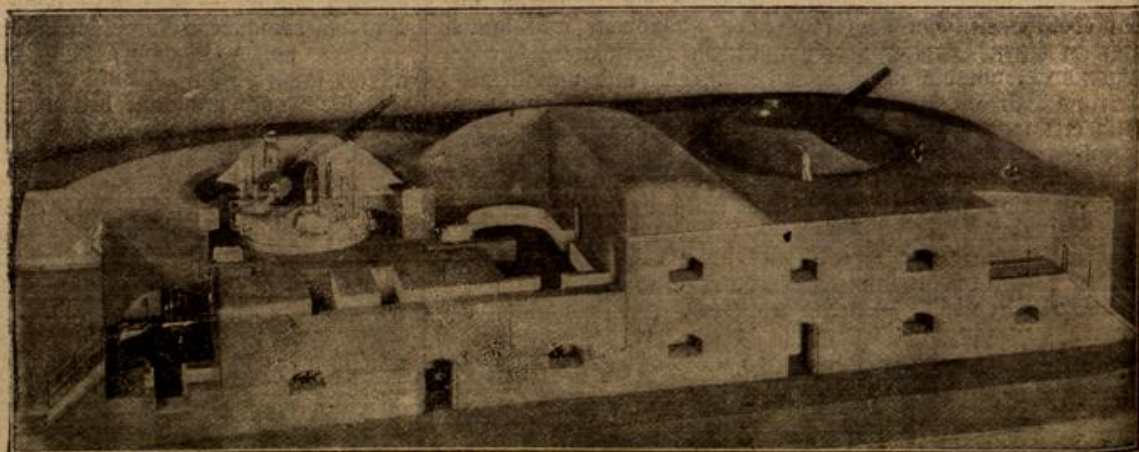
Der Tag der Reise brach an. Die Sonne war kaum über die Berge heraufgestiegen, als Schrader nach einer unruhigen Nacht den Garten durchwanderte, um abschiednehmend noch einen letzten Blick auf alles das zu werfen, was ihm lieb und wert war. Dann kam der Abschied — schluchzend hing die arme Frau, die recht hübsch war, am Hals des Gatten, sie war untröstlich. Hans war ruhig, er war schon reisefertig, denn er wollte den Vater zum Bahnhofe begleiten. Dann kam die kleine Hanni noch, sie wollte sich gar nicht trennen

vom Vater, sie besaß das zarte Gemüt der Mutter.

„Bete für mich, mein liebes Mädchen, daß ich heil wieder komme“, flüsterte Schrader dem Kinde zu — „und für dein Mütterchen, daß es bald wieder gesund wird.“



Zerschossener Panzerturm des Forts Louvain bei Lüttich. (Mit Text.)



Panzertürme in einem modernen Küstenfort.



Gefangennahme einer russischen Patrouille durch ostpreussische Cuirassiere. Originalzeichnung von F. Trinkl.

„Vater, ich bete . . .“ kam es leise von den Lippen des Kindes . . . die Worte erstarben in heftigem Schluchzen . . .

• Seit zehn Tagen war Friß Schrader von Hause fort. Gleich in den ersten Tagen der anderen Woche war eine Karte von ihm gekommen, worauf er mitteilte, daß er eben nach tagelanger Eisenbahnfahrt am Bestimmungsort angelangt sei und Quartier bezogen habe, daß es ihm gut gehe und seine Lieben sich nicht zu sorgen brauchen — nähere Angaben fehlten. Das beunruhigte Frau Alara von neuem, sie konnte sich nicht darein finden, daß solche Verschwiegenheit aus Gründen der Vorsicht durchaus geboten war — und als sie weiterhin gar nichts mehr von dem Gatten hörte, war es mit ihrer Ruhe vollends vorbei . . . sie quälte sich mit den düstersten Vorstellungen. Daran vermochten auch die Bemühungen Großvater Rintes, ihres Vaters, nichts zu ändern, obwohl er sich die größte Mühe gab, sie zu beruhigen. Alles wurde getan, um ihr jede Aufregung zu ersparen, und doch ließ es sich nicht ganz vermeiden, daß ab und zu ein Gerücht zu ihr drang, das sie ungemein beunruhigte. Die fortwährende Angst und Sorge untergruben die erschütterte Gesundheit immer mehr, mit jedem Tage wurde Frau Alara hinfalliger, bis sie zum Liegen kam — das arme, gequälte Herz wurde immer schwächer, bis es fast den Dienst versagte.

Mit Schreden gewahrten die Großeltern, wie es um die Kranke stand und waren auf das Schlimmste gefaßt. Ein furchtbarer Schlag würde es für die Familie sein, wenn diese Frau aus dem Leben schied, die Mutter von den Kindern ging, während der Vater draußen im Felde stand in dem schweren Kampfe um die Sicherheit des Vaterlandes.

Die Großmutter hatte die Führung des Haushaltes gänzlich in die Hand nehmen müssen, während ihr eigener Hausstand daheim ebenso die führende Hand brauchte, wie die Feldwirtschaft, wo ein Teil der reichen Ernte noch der Einbringung harnte. Es war keine leichte Aufgabe für die alten Leute, alles das zu bewältigen. Und doch fand der Großvater noch immer etwas Zeit, sich auch um das Geschäft etwas zu kümmern und den abwesenden Schwiegersohn einigermaßen zu ersetzen. Die Arbeiten nahmen ihren ruhigen Fortgang, wenigstens insoweit, daß kein Notstand eintreten konnte. Der alte, treue Gehilfe hatte gerade noch voll auf zu tun. So war die Hoffnung vorhanden, das Geschäft während des Krieges durchzuhalten, damit der Hausherr bei seiner glücklichen Rückkehr aus dem Kriege in der Heimat eine sofortige Existenzmöglichkeit wiederfand.

Wenn nur auch noch Hoffnung gewesen wäre auf Frau Alaras Genesung — dann konnte man der Zukunft ruhig entgegensehen, dann konnte noch alles wieder gut werden. Schon mehrmals hatte man ihrem Gatten Mitteilung machen wollen von dem besorgniserregenden Zustand — da war plötzlich wieder eine günstige Wendung eingetreten und das Schreiben unterblieb, um den armen Gatten nicht unnütz zu beunruhigen. So schlichen die Tage trübe dahin, zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Gegen Ende der zweiten Woche kam Großvater Rinte wieder eines Abends ins Haus. Er war in zuversichtlicher Stimmung, denn eben war der große Sieg der Deutschen in den Vogesen hier im Orte bekannt geworden, an den Häusern stiegen die Flaggen hoch und von der Kirche herüber erklang Siegesgelaute. Mit der Siegesbotschaft auf den Lippen betrat er das Zimmer. „Sieg auf Sieg heftet sich an die Fahnen des deutschen Heeres“, rief er begeistert. „Wenn es so weiter geht, wird der Erfolg bald unausbleiblich sein.“

Ein flüchtiger Schein der Zufriedenheit huschte über der Kranken Gesicht, dann zeigte sich plötzlich wieder der alte, ängstliche Ausdruck. „Was wird dieser Sieg aber auch für Opfer gefordert haben — wenn nur Friß nicht auch dabei ist — mein Gott, diese Angst!“ So kam es in ängstlichen und abgerissenen Sätzen von ihren blassen Lippen. Damit sank ihr Kopf zur Seite — eine große Herzschwäche war wieder eingetreten. Sofort wurde nach einem Arzt geschickt, doch ehe dieser noch da war, schloß Frau Alara die Augen für immer — das müde Herz hatte Ruhe.

Die beiden alten Leute sahen sich in die Augen und drückten sich stumm die Hände — sie wußten, was sie in diesem Augenblick verloren hatten, doch alles Klagen nützte da nichts und stumm trugen sie ihren Schmerz. Aber als die Kinder kamen — da hallte das Häuschen wider von dem namenlosen Jammer der Kleinen. Hans hatte sich zuerst wieder gefaßt — stumm und still stand er da mit gesenktem Kopfe. Hannis wilder Schmerz dagegen kam voll zum Ausbruch — sie hatte sich über die tote Mutter geworfen und war kaum zu trennen von ihr.

Der Großvater suchte sie zu beruhigen. „Für dein Mütterchen kommst du nicht mehr beten, Kind, sie ist dir genommen. Jetzt bete fleißig für deinen Vater, daß er heil und gesund wieder zu uns zurückkehrt. Das walle Gott!“

Bis nach Aachen hatte eine mehrtägige Eisenbahnfahrt Schrader gebracht, wo Quartiere bezogen wurden. Ein getriges, bewegtes Leben herrschte in der Stadt. Unaufhörlich klangend, endlose Bahnzüge an und brachten immer neue Truppenmassen die immer wieder mit der gleichen, großen Begeisterung der fangen und bewirtet wurden — ein jedes wollte etwas tun und die braven Wehrmänner, die ihr Leben einsetzen mußten für Deutschlands Größe und Sicherheit. Die Tage vergingen so in dem ungeheuren Trubel und Friß Schrader hatte eigen gar keine Gelegenheit, viel an Zuhause zu denken. Und nur Nachts, wenn endlich etwas Ruhe herrschte, dann eilten abwärts Gedanken zurück in die Heimat zu seinem armen, kranken Väter. seinen lieben Kinderchen, und oft tauchte dann die bange Frage auf: Wirst du sie wiedersehen? — Als der Befehl zum Abzug kam und lange Tagemärsche begannen, wurden solche Gedanken mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Die großen, anstrengenden Ereignisse, die mit der Einnahme Lüttichs begonnen hatten jagten sich, und immer Neues kam hinzu, das die Gemüter in Spannung hielt.

Als der erste Marschtag zu Ende war, wurde in einem großen Dorf Quartier bezogen, das erste über der Grenze. Es geschah nichts Besonderes, die Bevölkerung hielt sich ruhig und hier am nächsten Tage in aller Frühe ging es weiter.

Großer Jubel herrschte unter den Truppen, als Lüttich in Sicht kam, von wo die deutschen Flaggen herübergrüßten. war alles fest in deutschen Händen, — nun ging es auf Namur, dessen Beschießung bereits begonnen hatte. Gewaltige Truppenmassen zogen die große Landstraße zwischen Lüttich und Namur entlang, um in ihre geplanten Stellungen einzurücken.

Schraders Regiment sollte heute ziemlich zeitig Quartier ziehen. Das kleine Dorf war noch zwei Marschstunden von der großen Landstraße aus erreicht, wo das Bataillon, in dem Schrader blieb, sollte. Das Dorf schien wie ausgestorben, niemand war zu sehen. Das war verdächtig. Sollten die Bewohner geflohen sein? Hier und da wurde versucht, Eintritt in die Häuser zu erhalten — alles war verschlossen. Plötzlich fiel ein Schuß wieder einer . . . niemand wußte, woher sie kamen. Dann trug es los, von allen Seiten, aus den Fenstern, von den Dächern. Man begriff man jetzt, was das bedeutete, einen der hinterlistigen Überfälle seitens der Bewohner. Da kam auch schon der Sturm . . . Mit den Gewehrkolben verschafften sich die Soldaten Eingang in die Häuser und trieben die Bewohner heraus, die nicht vorzogen, zu fliehen — wer mit einem Gewehr betreten wurde, der wurde ohne Weiteres erschossen. Eine halbe Stunde später ging das Dorf in Flammen auf . . . ein graufiger Anblick, ein gewaltiges, aber unvermeidliches Strafgericht. — Das Bataillon zog weiter und stieß nach einer Stunde zu den übrigen nach, ziemlich großen Dorfe.

Es war schon ziemlich Abend, als die Quartiere bezogen waren. Alles mußte herhalten dazu, Scheunen und Ställe. Schrader lag mit seiner ganzen Korporalschaft in einer kleinen Scheune. Die Leute hatten sich kaum etwas eingerichtet, als Feldwebel erschien mit der Feldpost, die hier nun schon häufiger einging. Sie brachte auch einen dringlichen Brief von Friß Schrader. Auf's höchste gespannt, wie die erste Nachricht Hause sein werde, riß er hastig den Umschlag auf und las schon nach den ersten Worten wurde er leichenblass und taumelte gegen einen der Kameraden, der ihn stützte. Teilnehmend fundigte sich dieser nach der Ursache . . . wortlos reichte ihm der den Brief. Von Mund zu Mund ging es flüsternd, und dem Briefe stand: daß des Kamerad Schraders Frau plötzlich gestorben sei. Diese Ergriffenheit lag auf allen Gesichtern, versuchte, den Kameraden, den alle gern hatten, zu trösten. Dann herrschte tiefe Stille. Schrader war auf einer Kiste zusammengefallen, still und stumm saß er da. Ein furchtbares Schicksal hatte ihn getroffen, während er auszog in den Kampf, daheim sein treues Weib, er konnte sie nicht noch einmal sehen. dem Briefdatum nach war sie heute dem Schoß der Erde übergeben.

Stundenlang saß er da, bis ihm, schon gegen Morgen, die Augen vor Müdigkeit zufielen. Ein kurzer, unruhiger Schlaf war es, gestört von allerlei Schredensbildern. Wie zerschunden erhob er sich früh, las den neben ihm liegenden Brief noch und steckte ihn zu sich. Keine Träne löste die schwerlastende Last, stumm trug er den Schmerz. Teilnahmslos hörte er Trostessprüche der Vorgesetzten mit an, als er sich am nächsten einfand. Ihn drängte es weiter, in den Kampf, damit er nicht mehr an das Furchtbare denken mußte, damit er etwas Vergessen fand. Nach mehrstündigem Marsch wurde in die dem Regiment zugewiesene Stellung eingerückt . . . Durch das Gelände ging es in südlicher Richtung, bis in eine Talentung, gegenüber der stärksten Forts von Namur. Von weiter drüben, von der und auch von rechts über die Maas herüber, dröhnten die

am dem frühen Morgen, wie schon seit einigen Tagen, die ge-
haltigen Belagerungsgeschütze. Eine Stunde später, als die im-
machten der Fußtruppen erfolgte Aufstellung der Artillerie be-
ng der war, begannen auch hier die Belagerungsmörser ihr Zer-
störungswerk ... in kurzen Pausen fuhrn heulend und laufend
Granaten hoch über den Köpfen der Fußtruppen dahin, schlun-
en sa in das Fort ein, wo sie mit nervenschütterndem Krachen
eigen Explosion kamen und die stärksten Mauerwerke durchschlugen
und weithin aufwühlten. Schon ging es dem Abend zu, als die
ten nördliche Artillerie nicht mehr feuerte oder nur noch ganz ver-
en Zelt. Jetzt kam das Zeichen zum Sturmangriff.

ge Friß Schrader dachte an nichts mehr in dem Tosen des Kamp-
Abt ... jetzt ging es vor ... alles in heller Begeisterung vorwärts
Beden Siege ... Da blickte es drüben noch einmal auf ... eine
en, anate schlug dicht hinter dem letzten Glied der vorigen Kom-
n hagnien ein ... hoch auf flog das Erdreich, ein betäubendes Kram-
mitten ... Friß Schrader brach zusammen, mit ihm noch mehrere
er Kameraden — die anderen stürmten weiter ...

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Feldlazarett ...
s suchte seine Gedanken zu sammeln — da verriet ihm ein hef-
d soer Schmerz im rechten Unterschenkel, was geschehen war: das
in war zerschmettert durch die letzte Granate, die ihn mit ge-
Rütteln hatte.

Acht Tage waren verflossen seit Frau Maras Beerdigung. Ein
her Teil der Einwohnerschaft hatte daran teilgenommen, das
d Mischal der Familie Schrader hatte im ganzen Ort das ungeteilte
gefühl der Bewohner erweckt. Die packende Rede des Orts-
lichen hatte einen gewaltigen, tiefen Eindruck auf alle Teil-
nehmer gemacht, hatte Trost und Ruhe in die wunden Herzen ge-
schickt — mit flammender Begeisterung hatte er des fernen Gatten
acht, der draußen in Feindesland wohl sein Leben in die Schan-
schlagen mußte für das große Ganze, fürs Vaterland, während
sein Weib, die Mutter seiner Kinder, ins Grab sank.

Zuhause ging nach und nach alles wieder seinen gewohnten
ng — aber eine Lücke blieb ... die Mutter fehlte den Kindern,
wohl sich ihrer die Großeltern liebevoll annahmen.

Da war ein Brief von Friß Schrader angelangt. Die Kinder
chten gespannt auf; was ihnen der Großvater da vorlas, das
men sie begierig in sich auf wie einen lindern Trost. Gottlob!
Vater lebte. In schmerzbelegten Worten gedachte er der
gegangenen Gattin, dann schilderte er ausführlich seine Er-
eime, seine Verwundung — mit Stolz erzählte er weiter, wie
Sturm auf das Fort noch geglückt sei und später die gesamten
ungswerke gefallen wären. Dann kam die frohe Botschaft
die Kinder, daß der Vater in nicht zu ferner Zeit wieder zu-
se sein werde. Die Verwundung war wohl schwer, doch nicht
nsgesährlich, und sobald das Bein geheilt sei, werde er ent-
n werden als felddienstuntauglich — so hatte der Arzt gesagt
versprochen, alles zu tun, um ihn arbeitsfähig zu erhalten.
Das war ein großer Trost für die beiden alten Leute und für
Kinder. Die kleine Hanni wollte es sich nicht nehmen lassen,
en Vater einen Brief zu schreiben, den der Großvater besorgen
e. Mit ihrer noch ungelerten Kinderhand schrieb sie hübsch:
der Vater. Mein Gebet für unser Mütterchen hat der liebe
nicht erhört, er hat sie uns genommen. Bald wärst Du auch
genommen worden durch die bösen Menschen, aber der liebe
ist doch gut, er hat Dich noch beschützt. Werde nur bald
und komme recht bald wieder zu uns, wir haben dich alle
ieb. Vater, ich bete ... Deine Hanni."

Erchütterte nahm der Großvater den Brief an sich, um ihn zu
ngen. Dann beugte er sich zu der Kleinen nieder: „Hoffen
daß diesmal der liebe Gott dein Gebet erhört, mein Kind!"

Verpflanzen älterer Obstbäume.

Es kann vorkommen, daß Obstbäume noch im vorgerückten
Alter ihren Standort wechseln müssen. Dieser Fall könnte
eten, wenn das Obstbaumgrundstück als Bauland in Frage
e, es wäre aber auch möglich, daß der Untergrund der be-
enden Obstorte nicht dienlich ist und der Baum infolgedessen
nichtbar bleibt. Verpflanzen ist immer ein wirksames Mittel
n Unfruchtbarkeit. Beim Ausgraben und Weiterverpflanzen
it der allergrößten Vorsicht zu Werke zu gehen. Man muß
ebt sein, möglichst viele der feinen Saugwurzeln dem
me zu erhalten. Je mehr unversehrt Wurzeln der Baum
inen neuen Standort einnimmt, desto schneller und kräftiger
er weiter wachsen. Es ist deshalb beim Ausgraben möglichst
ab vom Stamm die Baumgrube auszuwerfen, damit mög-
wenig Wurzeln beschädigt werden.

Die günstigste Zeit zum Umpflanzen ist der Oktober, da sich
vor Eintritt des Winters noch Wurzeln bilden können; aber

auch im Frühjahr ist bei einiger Vorsicht ein Umpflanzen noch
ganz gut möglich. Die neue Baumgrube ist zweckmäßig schon
einige Zeit vor dem Umpflanzen auszuheben, damit sie möglichst
viel Feuchtigkeit aufnehmen und gut durchlüften kann. Beim
Pflanzen werden die Wurzeln des Baumes in guter Kompost-
erde eingebettet und reichlich eingeschlammmt. Größere Bäume
verbrauchen sehr viel Feuchtigkeit. Deshalb ist das Einschlemmen
beim Verpflanzen von großer Bedeutung, und viele Mißerfolge
sind häufig weniger auf gemachte Fehler beim Verpflanzen als
auf den Mangel an Feuchtigkeit zurückzuführen. Damit zum
Schlusse der Baum auch den Stürmen besser trocken kann und
nicht Gefahr läuft, umgerissen zu werden, muß er bis zu seinem
vollständigen Anwachsen gut verankert werden. Wenn diese Vor-
sichtsmaßregeln beachtet werden, wird der Baum am neuen Stand-
ort bald lustig wachsen und auch Früchte tragen. C. Fuchs.

Sinngedicht.

Suche in deiner inneren Welt
Nach Goldbistriten und Muschelgründen,
Nach Silberminen und erzenen Schlünden,
Nach Steinen, von za' b'rischem Feuer erkelt;
Ein jeder trägt in verborgenen Speichern
Ein edles Korn, die Welt zu bereichern.
Doch müß'los dürfte es keinem gelingen,
Den wertvollen Stoff ans Licht zu bringen.
Otto Fromber.

Zeitvertreib

Die Kraft des Wassers. Schon die alten Ägypter kannten die zu-
sammenziehende Wirkung, des Wassers. Um die Obelisk aufzustellen,



nahmen sie dicke Laue, die
mit Wasser befeuchtet, sich
zusammenzogen und mit
unwiderstehlicher Gewalt
den Obelisk aufrichteten.
Von der Kraft selbst eines
winzigen Tropfens gibt
dieses kleine Experiment
Zeugnis: Bündhölzer wer-
den in der Mitte geknickt
und laut Abbildung zusam-
mengelegt. — Sobald man
einen Tropfen Wasser in
das gemeinsame Zentrum
der Bündhölzer, in diesem

Falle sind es die Bruchstellen, träufelt, so beginnen sie sich zu reden und
zu dehnen und bilden schließlich einen kleinen Stern.

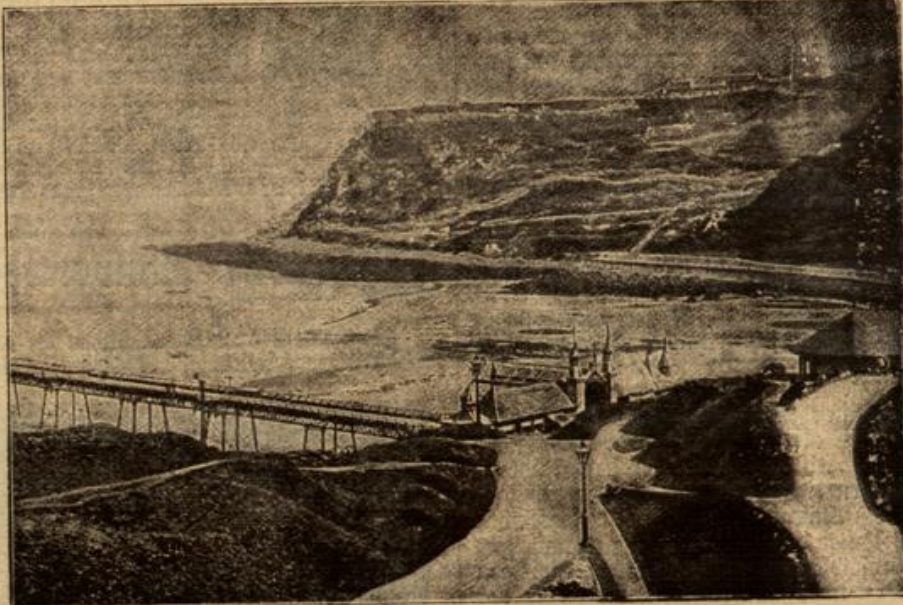
Unsere Bilder

Ein erobertes französisches Maschinengewehr. Wie wir in unserem
Bilde zeigen, benutzen die Deutschen ein erobertes französisches Maschin-
gewehr zur Beschließung von gegnerischen Fliegern. Wir sehen das Ma-
schinengewehr fertig zum Feuern auf französische Flieger gerichtet.

Panzertürme. Die Panzerungen, die die deutschen Brunner vor
Lüttich, vor Namur und vor zahlreichen anderen Festungen glatt durch-
schlugen und zu unterst und zu oberst lehrten, galten bisher als das einzig
Dastehende von Festigkeit. Welche Folgen aus ihrer jetzt kundgewordenen
Schwäche für den Bau von Landbefestigungen zu ziehen sind wird die
Zukunft lehren. Schon jetzt werden Stimmen laut, die der schweren Hanbiße
prophezeien, daß sie den Bau von Festungen hinfort zu einem überflüssigen
Luxus mache. Die Panzer eines solchen Panzerturmes sind nicht aus be-
sonders edlen Stahlorten, sondern aus einem eigenartig behandelten Guß-
eisen, dem sogenannten Hartguß, hergestellt. Dieser Umstand hat die für
den Bau von Befestigungen überaus wichtige Folge, daß man Bauteile
kompliziertester Form herstellen kann, ein Erfolg, der bei der Verwendung
von Stahl nur in beschränktem Maße möglich ist, wenngleich man in dem
Biegen der Panzerplatten bereits erfreuliche Erfolge erzielt hat. Das
Wesentliche bei der Herstellung des Hart-, Schalen- oder Roquillengusses
besteht darin, daß das flüssige, glühende Roheisen nicht in die gewöhnlichen
Sandformen, sondern in metallene Formen hineingegossen wird. Hierbei
tritt an den Wandungen dieser metallenen Formen ein „Abstreifen“
des Gußeisens ein, und dieses „Abstreifen“ hat zur Folge, daß die Oberfläche
des Gußstückes eine außerordentlich große Härte annimmt. Dem
deutschen Ingenieur Hermann Gruson (geb. 1821, gest. 1895), dem Be-
gründer des seit einigen Jahrzehnten mit der Firma Krupp vereinten
Grusonwerkes, Magdeburg-Budau, war es beschieden, die Herstellung
des Hartgusses methodisch derart auszugestalten, daß dieser für die ver-
schiedensten Zwecke hinfort die ausgedehnteste Verwendung fand. Als
Gegenstände, die außer den Panzerbefestigungen (Türmen und Batterien)
aus Hartguß angefertigt werden, nennen wir in erster Linie die sogenannten
Herzstücke der Eisenbahnweichen und die Scheibenräder der Eisenbahn-
wagen. Als Gruson in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zuerst
mit seinen Hartgußzeugnissen in die Öffentlichkeit trat, erregten diese
das allgemeine Aufsehen der Laienwelt wie der Fachwelt, denn niemand

hatte es für möglich gehalten, daß dem Gußeisen eine derartige Festigkeit verliehen werden könnte. Bewirkt man durch Anwendung der eisernen Gußform, daß an der Oberfläche des Gußstückes, der Panzerplatte, des Scheibenrades usw., eine beschleunigte Abkühlung eintritt, so entsteht an der Oberfläche des Gußstückes eine sehr harte Schicht, die allmählich, nach dem Innern des Gußstückes zu, immer weicher wird. Die von Gruson gelöste Schwierigkeit bestand nun darin, einerseits dem Gußstück trotz der großen spröden Härte der Oberfläche eine große Festigkeit zu verleihen, andererseits aber die äußere harte Schicht allmählich in die weichere Schicht übergeben zu lassen, so daß sie, wenn sie starken Stößen ausgesetzt, also beschossen wird, nicht abblättert. Nach glücklichem Gelingen muß sich die Panzerplatte langsam abkühlen; dies erfordert einen Zeitraum von acht bis vierzehn Tagen. Die gegossenen rohen Teile der Panzertürme und der Panzerbatterien werden in den Werkstätten auf besonderen Spezialmaschinen bearbeitet und zusammengepaßt. Als dann werden sie wieder auseinander genommen und auf Spezialwagen an den Ort ihrer Aufstellung geschafft, wo sie mit Hilfe großer Kräne zusammengebaut werden. Die Panzertürme bestehen, wie unsere Abbildungen erkennen lassen, aus zwei Teilen, einem oberen, beweglichen und einem unteren, feststehenden. Der obere kann durch Menschen- oder Maschinenkraft gedreht werden, damit die Geschütze ihr Feuer nach allen Seiten hin richten können. Die Panzerbatterien besitzen meist keine beweglichen Teile. In ihnen stehen die Geschütze nebeneinander wie auf den gewöhnlichen Verschanzungen, jedoch vollständig versteckt. — Unsere erste Abbildung zeigt den Querschnitt durch einen heb- und senkbaren Panzerturm, wie er auf französischen Sperrforts in Tätigkeit sein soll. Die im Laufe des jetzigen Völkerrkrieges gemachten Erfahrungen weisen darauf hin, daß gegenwärtig der Sieg auf Seiten der Geschütze und Geschosse liegt. Ob die Fabrikanten der Panzertürme dagegen wirksam aufkommen können, bleibt abzuwarten.

Die Befestigungsanlagen von Scarborough, die am Morgen des 16. Dezember von deutschen Kriegsschiffen erfolgreich beschossen wurden. Die Seestadt Scarborough ist ein wichtiger Hafenplatz an der Nordostküste Englands zwischen Themse und Humber, der besonders dem Getreidehandel dient; er ist durch starke Batterien geschützt, die sich auf der felsigen Landzunge befinden. Auch Kriegsscheinwerfer, Kasernen und militärische Lager sind in Scarborough.



Die Befestigungsanlagen von Scarborough. (Mit Text.)

auf, welche eine Kake darstellte, die sich ergötzt in einem gewickelten Spiegelte. Nun warben die beiden Komvagnons Leute, die das Geschick Schwing bringen mußten. Die ersten gingen abwechselnd zu allen Gän und fragten: „Haben Sie Schuhwichse von Day und Martin?“ Rat lautete die Antwort immer verneinend. Schließlich kam aber ein an und fragte: „Möchten Sie Schuhwichse von Day und Martin laufen?“ Selbstverständlich wurde sie nun gekauft. So kam die Schuhwichse in Handel, und die Fabrikanten gelangten zu großem Reichtum. Day konnte seiner Tochter 35000 Pfund Sterling mit in die Ehe geben.

Gemeinnütziges

Abreiben der Parkettböden mit Stahlplanen ist keine leichte Arbeit. Man ziehe jedenfalls etwas weite alle Lederhandschuhe dabei an, die Finger nicht leiden. Das Abreiben muß immer dem Lauf der Fugen nach geschehen, sonst erhält der Fußboden ein schlechtes Aussehen.

Zur Erzielung kräftiger Wurzpeterjilie ist eine frühzeitige Aussaat erforderlich. Schon Mitte bis Februar läßt man breiten auf gut geloderte Erde. Im großen ist die Pflanze empfehlenswerter.

Gegen Durchfall ist die Hühner auf sehr einfache Weise durch kleine Mengen von Holzkohle geschützt. Man zerreibt ein Holzkohle sehr fein und den Hühnern mehrmals der Woche ein klein Pulver dem Brei beifügt.

Gummiringe werden der weich, wenn sie Stunden in einer Mischung von 2 Teilen Wasser und 1 Teil Salmiakgeist liegen.

Schlechte Entwicklung Blüten in Töpfen steht Blumenwiebeln ist auf Trockenheit des Bodens zurückzuführen. tut gut, täglich dazusehen, daß die Erde gleichmäßig feucht ist.

Maibäumen zur Gewinnung von Treibkleinen verlangen einen sandigen oder sandigen Lehmboden. Hierin bildet sich ein gutes System, was zur Treiberei der Reime, besonders zur Frühreibe, bedingung ist. Der Boden muß tief rigolt sein und mit Kuhdung versehen werden; sodann beginnt die Pflanzung so zeitig wie möglich im Frühjahr.

Streich-Rätsel.

Dumas, Unglück, Frist, Erwin, Gaston, voran, Wien, Niger, Riga, Saat.

Aus jedem der vorstehenden Wörter sind zwei Buchstaben (bei einem drei) derart zu streichen, daß die übrigbleibenden Laute, der Reihe nach gelesen, ein Sprichwort nennen. Fritz Guggenberger.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung.

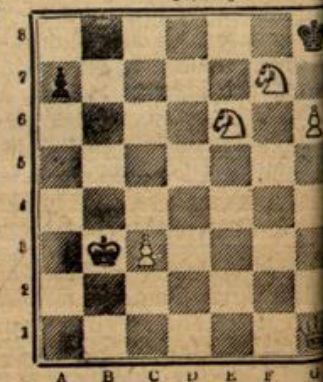
H
B E L
T E N E S
B E T R I E B
E I D I N G E R
H E N R I K I B S E N
M E I N I N G E N
S E R B I E N
B E S E N
W E G
N

Rätsel.

An der südlichen Grenze vom russischen ist ein Städtchen, daß auf, du findest es. Es heißt du von fünf Zeichen eines verschwinden. So wirst du's im Innern des Reiches. Fritz Guggenberger.

Problem Nr. 123.

Von W. A. Schinman. Schwarz.



Mat in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Buchstabenrätsels: Tanager, Tanga, Tee, Range, Rat, Garten, Raa, Teer, Rega, Gerte, Rarr, Tanga, Gant. — Des Bogogriffs: Rad, Ra, — Der Schraube: Ur, Band, Urlaub.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.

Allerlei

Auch ein Trost. Herr (auf einer Station der Sekundärbahn): „Das ist doch entsetzlich, wann geht es denn wieder weiter, der Zug steht doch über zwanzig Minuten da?“ — Schaffner: „Machen Sie sich nichts draus, der Ort hat eine sehr gesunde Lage!“

Die Dividende. „Haben Sie jemals etwas bei dieser Anlage herausbekommen?“ — „O ja!“ — „Was haben Sie denn herausbekommen?“ — „Daß ich ein Narr gewesen bin!“

Der fromme Handel. Handel ist besonders als Komponist kirchlicher und religiöser Gesänge geschätzt. Er hat uns eine große Anzahl der schönsten Oratorien hinterlassen, die heute noch mit zu unserer eindrucksvollsten Kirchenmusik gehören. „Der Messias“, „Israel“, „Moses“, sie alle geben neben seinen vielen anderen Werken Zeugnis von seinem hohen künstlerischen Können. Alle seine Manuskripte trugen die Buchstaben S. D. G. — Soli Deo Gloria. Geradezu begeistert war er, wenn er seine Oratorien komponierte. Das Komponieren nach der Bibel war ihm innerster Genuß und Erbauung zugleich. Wie fühlte sich Handel glücklicher als bei diesem künstlerischen Schaffen. Er kannte seine Bibel so gut wie selten einer. Der Bischof in London hatte einst in Erfahrung gebracht, daß Handel die Absicht habe, ein neues Oratorium zu dichten, denn er verfaßte sich seine sämtlichen Oratorientexte selbst nach Worten der Heiligen Schrift. Der Bischof stellte dem Komponisten dafür seine Mitarbeit zur Verfügung. Doch Handel antwortete ihm: „Ich brauche dazu niemand. Ihr könnt mir doch nichts besseres liefern als wie die Propheten und Apostel.“ W. W.

Wie man reich werden kann. Dies lehrt folgende Geschichte, die von den berühmten Stiefelwichsefabrikanten Day und Martin in London erzählt wird. Day war ehemals ein armer Arbeiter, der zu einer bestimmten Zeit in einer Londoner Brauerei sein Glas Bier trank. Eines Tages trat ein schlechtgekleideter Mann ein und bot ein Rezept für Stiefelwichse um eine Pinte Ale an. Day schloß den Handel ab, und nachdem er das Rezept erfahren, gab er noch zwei Pinten. Gleich suchte er nun seinen Freund, einen Handelsreisenden Martin auf und teilte ihm das Rezept mit. Beide fabrizierten jetzt eine Quantität Schuhwichse und füllten sie in Flaschen, die sie von einem Trödler gekauft hatten. Den Flaschen klebten sie eine Bignette